

Gustav Adolph,

König von Schweden.

Ein Volksbuch

von

Carl Bernhardt König.

Selbstverlag. 1844.

Einzelne Exemplare dieses Buches kosten
2½ Sgr., Einhundert Stück 6 Thaler,
Eintausend Stück 50 Thaler.

Uderbeck bei Halberstadt, im Januar
1844.

König, Prediger.

Gustav Adolph,

König von Schweden.

Ein Volksbuch

von

Carl Bernhardt König.

Selbstverlag.

1844.

Gustav Adolf

Lebensgeschichte

und

des Reichthums

von

1711

Inhalt.

Kapitel		Seite
1.	Gustav Adolfs Eltern	1
2.	Gustav Adolfs Kindheit	3
3.	Gustav Adolfs Thronbesteigung	4
4.	Gustav Adolfs erste Liebe und Heirath	6
5.	Deutschland und der dreißigjährige Krieg	8
6.	Das deutsche Heerwesen und die Jesuiten	11
7.	Gustav Adolfs Zug nach Deutschland	15
8.	Gustav Adolfs erste Unternehmungen	19
9.	Gustav Adolfs Bündnisse und Fortschritte	22
10.	Gustav Adolph nach der Schlacht von Breitenfeld	26
11.	Gustav Adolph in Baiern, Franken und Thüringen	29
12.	Gustav Adolfs Heldentod bei Lützen	32
13.	Rückblick	35
14.	Gustav Adolfs Gedächtniß und Stiftung	38

1		1	...
2		2	...
3		3	...
4		4	...
5		5	...
6		6	...
7		7	...
8		8	...
9		9	...
10		10	...
11		11	...
12		12	...
13		13	...
14		14	...
15		15	...
16		16	...
17		17	...
18		18	...
19		19	...
20		20	...
21		21	...
22		22	...
23		23	...
24		24	...
25		25	...
26		26	...
27		27	...
28		28	...
29		29	...
30		30	...

Kapitel 1.

Gustav Adolfs Eltern.

Des Schwedenkönigs Gustav Adolph Name ist weltberühmt. Wir Alle haben ihn nennen hören in unserer Jugend, und Viele dürfte es geben, die sich gern einmal wieder etwas von ihm erzählen ließen. Für diese Freunde des großen Mannes ist dieses Buch bestimmt. Womit könnten wir aber sonst beginnen, als mit seinen Eltern? Gustav Adolphs Vater hieß Karl, und war seines Namens der Neunte auf dem Schwedischen Königsthron, und gar ein wackerer Herr. Das kam wol daher, daß er in seiner Jugend viele Anfechtungen zu erdulden hatte. Er war nämlich von den vier Söhnen Gustav Wasas, jenes um das schwedische Reich so hoch verdienten Fürsten, welcher Luthers Lehre in seinem Lande einführte, der jüngste, und hatte also die wenigste Hoffnung, auf den Thron zu kommen. Aber sein ältester Bruder, Erich, liebte Pracht und Herrlichkeit, machte zum Beispiel bei seiner Thronbesteigung Grafen und Herrn, was den armen Schweden gar nicht gefallen mochte, vertrug keinen Widerspruch, und brachte es zuletzt dahin, daß er abgesetzt wurde. Sein Bruder Johann, der auf ihn folgte, trieb nicht besser, ließ sich von seiner Gemahlin leiten, die Katholikin war, und wurde heimlich selbst katholisch. Nach dessen Tode fiel das Reich an Sigismund, König von Polen, gleichfalls einem eifrigen Katholiken, Johans Sohn, und da Gustav Wasas dritter Sohn, Magnus, schon früher gestorben war, so folgte auf Sigismund Karl der Neunte. In welcher Lage sich das Land befand, als er die Regierung antrat,

läßt sich aus dem Vorhergesagten schon abnehmen. Kriege mit Rußland, Dänemark und Polen hatten großes Unheil angerichtet. Statt sich um Staatsgeschäfte zu bekümmern, hatte sein Vorgänger Johann den Theologen ins Handwerk gegriffen, Liturgien gemacht und Geistlichkeit und Volk erbittert; ja die Geldfässer waren so rein ausgeleert, daß manche Stadt monatlich kaum fünf Thaler Steuern aufzubringen vermochte. Da war es eine Kunst, König zu sein. Aber Karl der Neunte verstand diese Kunst, und hatte sie gelernt, als er noch Prinz war. Schon damals hatte er in seinem Herzogthume Südermannland allerhand gute Einrichtungen getroffen, den Bergbau gehoben und für Volksschulen väterlich gesorgt; jetzt, als König, griff er die Sache noch besser an. Die unruhigen Geistlichen, welche sich überall hervordrängten und sich mit ihren religiösen Meinungen in die weltliche Gesetzgebung mischen wollten, wies er zuerst zurück, und behauptete das gute Recht, welches die Reformation dem evangelischen Landesherren einräumt. Er duldet keine Unterdrückung des einen Standes durch den andern; sein königlicher Wahlspruch war: Alle für Einen und Einer für Alle.

Seine größte Klugheit zeigte er aber darin, daß er selbst seine königliche Macht weise beschränkte, und keinen wichtigen Schritt ohne Anhörung seiner Reichsstände that, wodurch er verhinderte, daß irgend etwas geschah, was ihm selbst konnte zur Last gelegt werden. Diese Reichsstände aber waren wirkliche Stände, die nicht bloß vorgeschoben wurden, um gut zu heißen, was der König wollte, sondern die mit ihrem Könige beriethen, und in billigen Stücken ihm gern zu Gefallen lebten, weil sie wohl wußten, daß es dem Könige nicht darum zu thun war, seinen eigenen Willen durchzusetzen, als vielmehr des Landes Wohlfahrt auf eine dauerhafte Weise zu fördern.

Einen solchen Vater hatte Gustav Adolph. Die guten Eigenschaften waren in ihm die vorherrschenden, obgleich er auch seine Fehler hatte und seine Laufbahn mit Blut bezeichnete. Christine von Holstein hieß die Mutter, welche unserm Gustav das Leben gab.

Kapitel 2.

Gustav Adolfs Kindheit.

Als Karl der Neunte im Jahre 1611 starb, war sein Sohn Gustav Adolph 17 Jahre alt. Dieser war nämlich geboren am 9. Dezember 1594 in der Hauptstadt des Schwedischen Landes, Stockholm. Der Vater mochte wol früh schon merken, was in seinem Sohne steckte, denn wenn seine Umgebung dem alten Könige vorschlug, vor seinem Tode noch dieses oder jenes auszuführen, da legte er vertramungsvoll die Hand auf seines Sohnes Haupt und sprach: „Das überlasse ich diesem hier, der wird das schon zu Stande bringen,“ und gilt uns dieser Ausspruch des Vaters mehr als die Prophezeiung der Sterndeuter, welche bei der Geburt des Prinzen voraussagten, es würde dieser einmal ein großer König werden. In seinem Testamente hatte der alte Herr dem jungen Prinzen empfohlen, mit den Protestanten in Deutschland gute Freundschaft zu halten, und nie ist eines sterbenden Vaters Wille heiliger gehalten worden, wie wir in der Folge sehen werden. — Was ein gutes Häfchen werden will, das krümmt sich bald, das trifft bei unserm Gustav ein. Einst befand er sich, erst sieben Jahre alt, am Meeresufer, und freute sich über die vielen Schiffe, welche im Hafen lagen. Da fragte ihn sein Begleiter: Wenn er zu wählen hätte, welches Schiff er sich wol aussuchen würde? Schnell zeigte der Prinz auf das größte von allen hin, welches der schwarze Ritter hieß, und rief: das hier möchte ich haben! Warum denn eben das? fragte der Officier. Weil da die meisten Kanonen drauf sind, antwortete der kleine Held. — Ein andermal kam ein Bauersmann zum Prinzen, und bot ihm ein niedliches junges Pferd zum Geschenke an. Das Pferdchen will ich wohl nehmen, sagte Gustav Adolph, aber, setzte er hinzu, du hast ja kein Geld, ich will dir bezahlen, und dabei öffnete er sein Beutelschen, und schüttete alle seine Dukaten in des glücklichen Landmanns Hand. — Wieder einmal ging sein Vater auf einer Wiese spazieren

und ließ den kleinen Prinzen holen, um sich durch Laufen und Springen zu ergötzen. Auf der Wiese war ein Busch und da wollte unser Gustav hineindringen. Man versuchte ihn abzuhalten und rief, da solle er nicht hineingehen, es wären Schlangen drinnen: „So gebt mir einen Stock, ich will die Schlangen todt schlagen,“ rief der muthige Knabe aus. Diesen kriegerischen Sinn weiter auszubilden, war die Aufgabe eines tapfern und einsichtsvollen Generals, und gleichzeitig wurde dem jungen Prinzen zur Unterweisung in den übrigen Wissenschaften ein Lehrer beigegeben, welcher viele Jahre auf Reisen sich befunden und in reichem Maaße Welt- und Menschenkenntnisse sich erworben hatte. Bei so gut getroffenen Anstalten darf es uns nicht befremden, wenn wir hören, daß Prinz Gustav schon in seinem zwölften Jahre deutsch, lateinisch, holländisch, französisch und italienisch so gut sprechen konnte, wie seine Muttersprache, und auch russisch und polnisch ziemlich gut verstand. Schon in seinem funfzehnten Jahre wünschte der Prinz, persönlich gegen die Russen zu Felde zu ziehen. Doch erst im folgenden Jahre ward es ihm vergönnt, gegen die Dänen aufzutreten. Mit einer kleinen Schaar überfiel er ein Schloß und nahm es weg, sodann eine Stadt und eroberte sie, und klopste die Dänen, wo er sie fand, nach Herzenslust, bis er zum Sterbelager seines Vaters abgerufen wurde.

Kapitel 3.

Gustav Adolphs Thronbesteigung.

Ein Erbvertrag stellte fest, daß Gustav Adolphs Mutter nebst seinem Vetter Johann und sechs Reichsräthen die vormundschaftliche Regierung führen sollten, bis zur Volljährigkeit des Prinzen im 24. Jahre. Aber bald erkannten die Schweden, daß in solchen unruhigen Zeiten eine achtköpfige Regierung nicht viel tauge, und daß es besser sei, die Zügel der Staatsregierung einer kräftigen Hand

zu übergeben. So bestieg, nach dem einstimmigen Willen Aller, Gustav Adolph schon im 18. Lebensjahre den Königsthron, zu einer Zeit, wo das Land in Kriege mit den mächtigen Nachbarn verwickelt, und wo die Landeskasse völlig erschöpft war. Sein erster Schritt war die Wahl, nicht eines Freundes und Günstlings, den er zu Allem gebrauchen konnte, sondern eines tüchtigen Mannes seiner Zeit, Axel Oxenstierna, zu seinem ersten Minister. Das war sehr gut. Ein anderer sehr günstiger Umstand war der, daß das Land eine sehr gute Verfassung hatte. Es galt nämlich der Grundsatz: „Wer mit thatet, der auch mit rathet,“ das heißt, alle Stände, welche gleichmäßig zu den Lasten des Landes beitrugen, waren auch gleichmäßig vertreten im hohen Rathe des Landes. Von einer ungebührlichen Bevorzugung des einen Standes vor dem andern auf dem Reichstage wußte man nichts, und jene Schlangenkunst, bloß Abgeordnete zu haben, die auch zu den schreiendsten Mißbräuchen schwiegen, war gänzlich unbekannt. Mit einem tüchtigen Minister, und unterstützt von einem Reichstage, welcher die wahren Bedürfnisse des Landes kannte und kräftig vertrat, konnte der junge König getrost sich seinen auswärtigen Feinden entgegenstellen, und furchtlos trat er ihnen gegenüber. Aber so tapfer er auch mit seinen braven Schweden gegen die Dänen foht, nur durch Darbringung großer Opfer konnte er den Frieden erringen im Jahre 1613. Schon jetzt wiederfuhr unserm jugendlichen Fürsten eine große Ehre, auf die er schwerlich gerechnet hatte. In Deutschland stritten die lutherischen und reformirten Theologen mit einander und haßten sich gegenseitig mehr noch, als ihre gemeinschaftlichen Feinde, die Katholiken. Da schickte die Universität zu Heidelberg eine Gesandtschaft an den Schwedenkönig, stellte ihm mit vielen salbungsvollen Worten vor, wie er von Gott dazu berufen sei, den Frieden in der uneinigen Kirche wieder herzustellen, und verhieß ihm alle möglichen zeitlichen und ewigen Vortheile, wenn er die Versöhnung bewirke. Aber Gustav Adolph war viel zu klug, als daß er sich in den Streit der Theologen gemischt hätte und gab die Antwort: „Nach dem

Zeugniß der Geschichte sei noch niemals etwas dabei herausgekommen, wenn Kaiser und Könige sich auf kirchliche Händel eingelassen hätten; er seinerseits halte es nicht mit irgend einer theologischen Partei, sondern mit der heiligen Schrift, und bitte Gott nicht sowohl um Herstellung eines Glaubens unter den Menschen, als um deren Einigkeit in der Liebe! Durch diese weise Antwort ersparte sich dieser Fürst großen Verdruss und behielt Zeit zu wichtigeren Angelegenheiten. — Ein schlimmes Vermächtniß seines Vaters war der Krieg Schwedens mit Rußland. Gustav forderte den Rath seiner Reichsstände, und nur nach sorgfältiger Berathung der Verhältnisse wurde der Krieg fortgesetzt bis zum Jahre 1617 und durch einen ehrenvollen Frieden beendet. Den Kampf mit Polen beruhigte ein Waffenstillstand, welcher jedoch von kurzer Dauer war und neue Schlachten in seinem Gefolge hatte, in welchen des Schwedenkönigs Tapferkeit sich glänzend bewährte, so daß derselbe als Held vom Inlande wie vom Auslande aufs Höchste gepriesen wurde.

Kapitel 4.

Gustav Adolphi's erste Liebe und Heirath.

Gern verlassen wir auf einige Zeit die rauchenden Trümmer erobelter Städte und die vom Hufe der Rosse zertretenen Felder, und verschließen unser Ohr der Kriegstrompete, um den Herzensangelegenheiten unseres Helden unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Was sich in den kleinen bürgerlichen Verhältnissen nicht selten ereignet, daß sich zwei Personen, die sich herzlich gut sind, dennoch einander nicht heirathen dürfen, weil störende Umstände dazwischen treten, das ist bei den Großen noch weit häufiger der Fall, und besonders früher war es gar nichts Seltenes, daß kleine Prinzessinnen in der Wiege schon durch Staatsverträge auswärtigen Prinzen als Bräute zugesprochen wurden. So schlimm ging es nun unserm Gustav nicht, aber seine erste und innigste Liebe durfte er nicht ins Brautbett führen.

Am Hofe zu Stockholm befand sich nämlich ein Fräulein, welches durch Sittsamkeit und Schönheit hervorragte. Sie hieß Ebba Brahe, und war von vornehmer Geburt, aber leider keine Prinzessin. In sie verliebte sich der König und wurde, wie die Zeitgenossen melden, auch wieder geliebt. Nur allzugern hätte Gustav Adolph seiner geliebten Ebba die Hand geboten, aber — was hätte das Land und was hätten die andern Höfe dazu gesagt? Hierauf machte ihn seine Mutter aufmerksam, und erinnerte ihn daran, wie durch solch eine ungleiche Verbindung leicht es geschehen könne, daß die Regierung des Landes für seine Nachkommen verloren gehe. Was Land hin, was Land her, hätte vielleicht ein anderer leichtsinniger Prinz gesagt, wäre seiner Leidenschaft gefolgt und hätte sich und andern großes Herzeleid für die Zukunft bereitet. Aber Gustav handelte verständiger, er bezwang seine Neigung, und ließ es geschehen, daß seine Ebba von einem General geehlicht wurde. Nun galt es, sich eine fremde Prinzessin auszuwählen. Aber das stand fest in Gustavs Seele: bevor er seine Hand einer Andern reiche, müsse er diese selbst gesehen und gesprochen haben. Denn so ging es oft zu in der damaligen Zeit, daß sich heirathslustige Prinzen die Bildnisse von heirathslustigen Prinzessinnen schicken ließen und darnach wählten. Das wollte Gustav aber nicht. Als sein Gesandter ihm meldete, daß der Churfürst von Brandenburg, Johann Sigismund, eine Tochter habe von großer Schönheit, Namens Marie Eleonore, so reiste er ganz im Stillen nach Berlin, fand dort, was er suchte, und hielt sein Beilager zu Stockholm im Jahre 1620. Gustav liebte seine Gemahlin auf das herzlichste, und sie hing an ihm mit ganzer Seele. Ja, sie hatte ihn so lieb, daß sie es nicht aushalten konnte, wenn er verreist war, und alsbald ihm nachfolgte, und ihn aufsuchte, wo er eben war. Ob das dem Könige immer angenehm gewesen sei, das weiß man nicht. Die Königin schenkte ihrem Gemahl drei Kinder, von denen die beiden ersten früh starben. Das dritte war, allen Wünschen und Weissagungen zum Troß, eine Prinzessin, welche den Namen Christine erhielt. Sie war später ihrem großen

Vater wenig ähnlich, vernachlässigte die Regierung, wechselte ihren Glauben, und erwarb sich um Schweden vielleicht das größte Verdienst dadurch, daß sie freiwillig die ihr zugefallene Krone niederlegte. Wie ganz anders wäre es gekommen, wenn dem großen Gustav das Glück beschieden worden wäre, einen großen Sohn zu haben, welcher in den Fußtapfen seines Vaters fortgewandert und ein Vollender dessen geworden wäre, was Jener begonnen hatte! Aber es sollte nun einmal nicht sein, und so geht es häufig in der Welt: der sparsamste Vater hat einen Verschwender zum Sohne, und nur höchst selten und ausnahmsweise folgen zwei Fürsten aufeinander, die von gleicher Gesinnung sind und im gleichen Grade sich die Liebe ihrer Unterthanen zu erwerben und zu bewahren wissen. Kaum erzeugt jedes Jahrhundert Einen so großen Mann, wie Gustav Adolph war. —

Kapitel 5.

Deutschland und der dreißigjährige Krieg. Die katholische Liga und die evangelische Union.

Nachdem die Reformation den Deutschen sonnenklar bewiesen hatte, das könne nicht Religion, nicht Wahrheit sein, womit die Päpste Schacher trieben, war an ein Wiederaufrichten des gefallenen Riesen mit den thönernen Füßen nicht mehr zu denken. Auch hatte mancher andere Umstand dazu beigetragen, die Kapaunenwirthschaft in Rom recht verächtlich zu machen, z. B. folgender: Wenn ein Papst stirbt, wird bekanntlich ein anderer gewählt. Nun geschah es bisweilen, daß sich die wählenden Kardinäle nicht einigen konnten, und daß jede Partei auf ihren Kopf bestand. Dann hatte die liebe Christenheit zwei heilige Väter, welche aber nicht wie die Engel, sondern wie die Teufel mit einander lebten, und sich so gräulich einander verfluchten, auf einander schimpften und sich so abscheuliche Sünden einander vorwarfen, daß den Leuten die Augen übergingen, und daß alle Verständige ausriefen: Das sind schöne Statthalter

Gottes und Christi auf Erden! Ja, die römische Lügenherrschaft war so deutlich durchschaut und so tödtlich gehaßt, daß für sie allein wol schwerlich ein Kampf entstanden wäre. Die Ursache von diesem lag vielmehr zunächst in dem traurigen Zustande der Auflösung, in welchem sich das deutsche Reich befand. Bekanntlich wurde Deutschland von einem Kaiser regiert, welchen die Kurfürsten auf Lebenszeit wählten. Zwischen dem Kaiser und den andern deutschen Fürsten bestanden nun fortwährend Ursachen zum Hader. Bald klagte der Kaiser, daß die Reichsfürsten ihn im Stiche ließen mit ihren Geldbeiträgen und mit ihren Mannschaften, bald beschuldigten die Fürsten den Kaiser, daß er auf Kosten des Reichs seine eigene Macht vergrößere. Die auswärtigen Kaiser und Könige freuten sich natürlich über diese Uneinigkeit der Deutschen, versprachen bald dem Einen, bald dem Andern Hülfe, und schürten das Feuer der Zwietracht an, wo sie konnten. Bei so reichlich aufgehäuften Zündstoffe mußte der kleinste Funke schnell zur Flamme werden, und unter dem Vorwande der Religion entstanden die blutigsten bürgerlichen Kriege. Auch der, welchen wir den dreißigjährigen zu nennen pflegen. Daß dem wirklich so sei, daß die Religion bloß zum Vorwande diene, sieht man unter andern daraus, daß der nämliche Kaiser Karl der Fünfte, welcher dem Papste gegen Luther beistand, die Stadt Rom durch seine Kriegsknechte überfallen und plündern ließ, so daß der Papst sich flüchten mußte. Ein deutscher Landsknecht meinte bei dieser Gelegenheit, Gott habe seiner Hände Werk reichlich gesegnet, indem er auf seine Gold gefüllten Taschen wies, und Alles, was der Priesterstadt abgepreßt wurde, mochte sich leicht auf drei Millionen Dukaten belaufen. — Was nun aber den dreißigjährigen Krieg betrifft, so hatte es mit ihm folgende nähere Bewandniß. Im Augsburger Religionsfrieden, welcher den auf die Reformation folgenden Krieg der Lutherischen mit den Katholiken beendigte, hatte man festgestellt, daß es von dem Landesherrn abhängen solle, ob in seinem Lande der alte oder der neue Glaube herrsche. Da nun die meisten Landesherren große Lust bezeugten, um so manchen Vortheil zu

erlangen, die neue Lehre anzunehmen, so wäre vielleicht damals ganz Deutschland für den Papst verloren gegangen, wenn dessen Anhänger nicht einen Niegel vorgeschoben hätten. Dieser bestand darin, daß sie die Bestimmung geltend machten: Es könne zwar jeder geistliche Reichsfürst für seine Person lutherisch werden, alsdann aber müsse er seine Regierung niederlegen, damit das Land katholisch bleibe. Man nannte das den geistlichen Vorbehalt. Aus der Annahme dieser Sätze entstand großes Unheil, wie wir sogleich sehen werden. Nicht an der bairischen Grenze lag die schwäbische freie Reichsstadt Donauwörth. Zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens waren Rath und Bürgerschaft katholisch, aber bald nachher nahmen sie die neue Lehre an, und die wenigen Katholiken mußten sich mit einer Klosterkirche begnügen und ihre geistlichen Uebungen im Stillen halten. Da fiel es plötzlich einem Abte ein, gegen den Willen des Rathes mit fliegenden Fahnen und unter Vortragung des Kreuzes mit seinem Häuflein durch die Stadt zu ziehen. Die evangelische Bürgerschaft sah hierin eine Herausforderung, und der Pöbel verjagte die Mönche und trat ihre Fahnen in den Roth. Das nahm der katholische Herzog von Baiern zum Vorwande, über die Stadt herzufallen, die Evangelischen zu drangsalen und zuletzt Donauwörth mit seinem Lande zu vereinen. Das war ein Feuerzeichen für viele protestantische Fürsten und Städte, und der Fürst von Anhalt, der Pfalzgraf von Neuburg, die Markgrafen von Baden und Brandenburg, sowie der Herzog von Würtemberg traten zu einer evangelischen Union zusammen, welcher sich bald darauf der Kurfürst von Brandenburg, der Landgraf von Hessen und viele deutsche Städte anschlossen. Hierauf stiftete der Herzog von Baiern eine ähnliche Verbindung, Liga genannt, welcher die drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, sowie viele Bischöfe beitraten. Nun sah also Deutschland zwei mächtige Parteien, die evangelische Union und die katholische Liga kampfbereit gegen einander überstehen. Das Zeichen zum Losbruch wurde in Böhmen gegeben, wo die Katholiken zwei protestantische Kirchen schließen

und niederreißen ließen, zu Grab und zu Braunau. Darüber beschwerten sich die böhmischen Stände beim Kaiser in Wien; dieser beauftragte seine Statthaltertschaft zu Prag mit der Verhandlung. In der Hitze des Streits brachten die Böhmen zwei kaiserliche Räte zur Thür und warfen zwei andere zum Fenster hinaus, auch schickten sie den Schreiber sechzig Fuß tief hinterdrein. Ein Holunderbaum und ein Kehrriethausen rettete allen dreien das Leben. Solches geschah am 23. Mai 1618. Nach solcher schweren Kränkung kaiserlicher Majestät war Krieg die Losung, und bald standen die muthigen Böhmen als Belagerer vor Wien. Sie wählten sich den Kurfürsten Friedrich den Fünften von der Pfalz zu ihrem Könige, während die katholischen Kurfürsten die Wahl des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark zum deutschen Kaiser bewirkten und in dem Herzoge Maximilian von Baiern ein tüchtiges Haupt der Liga hatten. Der erste Stoß war unheilvoll und fast vernichtend für die Protestanten. Die Böhmen wurden vollständig geschlagen am weißen Berge vor Prag, ihr König Friedrich wurde abgesetzt, und das Heer mit seinen Führern zerstreut in alle Welt. Was darauf folgte, läßt sich denken: Hinrichtung der Anhänger Friedrichs, Verjagung der protestantischen Geistlichen, lauter Jubel der Liga.

Was aber die unglücklichen Böhmen am meisten kränkte, das war der Umstand, daß der ihnen von Rudolph dem Zweiten im Jahre 1609 verliehene Majestätsbrief, welcher ihnen so manche kirchlichen und bürgerlichen Rechte gewährte und durch dessen Verletzung sie zu den Unruhen sich verleiten ließen, nun, da sie im Kampfe unterlagen, von Ferdinand dem Zweiten zerrissen und vernichtet wurde. Doch wie ging das zu, daß die Evangelischen eine solche vollkommene Niederlage erlitten?

Kapitel 6.

Das deutsche Heerwesen und die Jesuiten.

Um den traurigen Ausgang der ersten evangelischen Kämpfe im dreißigjährigen Kriege zu begreifen, muß man

Folgendes erwägen. Mit dem deutschen Heerwesen war eine große Veränderung vorgegangen. Wenn früher ein Krieg entstand, so bot der Fürst seine Vasallen auf und es erschienen die wohlbepanzerten Ritter zu Pferde und der Troß ihrer Reisigen zu Fuß, und kämpften Mann gegen Mann. Da konnte im ehrlichen Kampfe der Ritter seine Sporen und der Knappe den Ritterschlag verdienen. Mit der allgemeinen Einführung der Schießwaffen wurde das anders, persönlicher Muth des einzelnen Ritters richtete gegen Kanonen und Musketen schuß nichts aus. Die Sache veränderte sich also dahin, daß, wenn ein Fürst Krieg führen wollte, er sich vor allem Andern nach einem tüchtigen General umsah, dem er Geld über Geld bot, um Kriegesknechte anzuwerben und des Fürsten Sache durchzusetzen. Wer das meiste Geld bot, bekam die meisten Leute, und armes raublustiges Gesindel gabs überall. Im Grunde genommen, hing also Alles zuletzt vom Gelde ab; wer am besten zahlte, hatte den besten Anführer und das meiste Volk. Schon in dieser Hinsicht befand sich das Uebergewicht auf der Seite der Katholiken. Das Haupt der Liga, Herzog Max von Baiern, war ein ganz anderer Mann, als der junge und leichtsinnige König Friedrich von Böhmen, und in ihrem General Tilly, zu dem sich bald Tieffenbach, Pappenheim und Wallenstein hinzugesellten, hatten die Katholischen einen Führer, welcher allein zehntausend Mann werth war. Nun kam noch das hinzu. Die evangelische Union lief auf Vertheidigung hinaus; die Protestanten wollten nur das Recht behaupten, ihren neuen Glauben auszuüben. Die katholische Liga dagegen wollte die neue Lehre und ihre Anhänger unterdrücken und vertilgen. Die Evangelischen konnten zu ihren gemieteten Generalen bloß sagen: „Wenn Ihr uns gut vertheidigt, so bekommt Ihr Euren guten Sold;“ auf der andern Seite aber hieß es: „Wenn Ihr siegt, so sollen alle Güter der Protestanten konfisziert, und unter Euch ausgeheilt werden.“ Das weckte die Raublust, und wie Wölfe fielen die raubgierigen Schaaren über die protestantische Heerde. Wie das damals so zuging, sehen wir an Wallenstein. Als der

kaiserliche Hof wünschte, er möge zwanzigtausend Mann anwerben, erwiederte er: „Zwanzigtausend Mann würden verhungern; ich will funfzigtausend Mann nehmen, die ernähren sich selbst,“ — das heißt von Raub und Plünderung. Wallenstein allein kaufte von den eingezogenen Gütern der Protestanten in Böhmen für sieben Millionen Gulden, welche vielleicht vierzig Millionen werth waren. Die Katholischen hatten bessere Hoffnung auf Beute, darum fochten sie besser und siegten. Die Uneinigkeit der Glieder der protestantischen Union unter einander war ein zweiter Grund ihrer Schwäche. Lutheraner und Reformirte haßten sich stärker, als die Türken; unter den Fürsten, die sich zur neuen Lehre bekannten, waren Leute, die sich einander nicht trauten, auch es mit dem Kaiser nicht ganz verderben mochten, während in den Augen der Katholischen die Vertilgung der lutherischen Reher als Gehorsam gegen den Kaiser und gegen Gott zugleich galt. Dieser Glaubenseifer der Katholiken wirkte entscheidend, darum wurde auf jede Weise dafür gesorgt, daß er nicht erlosch, vielmehr immer von Neuem hervorbrach, und die solches bewirkten in der kaiserlichen Hofburg zu Wien, wie im Feldlager des Feldmarschalls, auf dem Schlosse des Ritters, wie in der Hütte des Bauers, das waren die Jesuiten. Von ihnen müssen wir ein Wörtchen mit einander reden. Die Reformation gab nicht bloß dem Papste, sondern auch den Mönchsorden einen gewaltigen Stoß. Das Volk nahm die Kuttenträger aufs Korn, und viele Nonnen bekehrten sich zu der Ueberzeugung, daß unter allen Heiligen der heilige Ehestand der beste sei. Verlor das Papstthum in den Mönchen viel, so gewann es mehr noch in den Jesuiten wieder. In dem nämlichen Jahre, in welchem Luther sein Werk vor Kaiser und Reich zu Worms vertheidigte, kam ein spanischer Edelmann, Ignaz von Lojola, auf den Gedanken, die sogenannte Gesellschaft Jesu zu errichten, deren Mitglieder später wirklich zusammentraten, die päpstliche Bestätigung empfangen, das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ablegten, sich die Befestigung der katholischen Kirche zum Ziele wählten und gar bald

eine Einrichtung trafen, die aus der höchsten Klugheit hervorging.

Rob, plump, unverschämt waren die Franziskaner in die Häuser eingedrungen und hatten gebettelt. Durch ihre Hitze, durch ihre Streitsucht machten sich die Dominikaner verhaßt; beide waren von weitem schon kennbar. Ganz anders traten die Jesuiten auf. Bestehend aus klugen, kenntnißreichen, gewandten Leuten war von Anfang ihre Aufgabe, sich freundlich und höflich unter die Menschen zu mischen, die Schwachen mit Nachsicht, die Halsstarrigen mit Sanftmuth zu behandeln, und alle vorhandenen und zerstreuten Kräfte für den Einen Zweck der Erhebung der katholischen Kirche zu sammeln und zu benutzen. Zuerst kamen die Lehrlinge oder Novizen, bestehend aus den talentvollsten jungen Leuten, die man in zwei Jahren abrichtete und auf das Sorgfältigste prüfte für den Eintritt in den Orden.

Dieser erhielt drei Klassen. Die unterste Klasse brauchte kein Gelübde abzulegen, und wirkte ohne äußeres Kennzeichen im Volke. Die zweite Klasse wurde Coadjutoren genannt; sie mußten als Gelehrte den Schulunterricht, das Predigtamt und Professorenstellen übernehmen. Die erste Klasse bekamen den Namen Professoren; Erfahrung, Weltkenntniß, erprobte Treue gegen den Orden machte dazu fähig. Das wurden die Beichtväter der Fürsten, die Gewissensrätbe in den höchsten Familien. Ueber allen steht der General in Rom, welchen fünf Rätbe unterstützen: ein Deutscher, ein Italiener, ein Spanier, ein Franzose und ein Portugiese. So weit ausgeworfen und so künstlich gestellt wurde das Netz. Reißende Fortschritte machte dieser Orden von Anfang an; eine Menge schwacher Fürsten lief blindlings hinein, beschenkte den Orden mit Vorrechten und Gütern, und bald wurde ohne sie in den fürstlichen Kabinetten nichts begonnen. Ihr Unterricht der Jugend sicherte die Herrschaft ihrer Grundsätze für die Zukunft. Für diese Jesuiten war der Krieg gegen die Protestanten eine herrliche Zeit. Sie reizten die Fürsten zum Kampfe; sie entflammten den Haß des Volkes gegen die

Keger, sie waren allenthalben thätig, wo es galt, das Luthertum zu untergraben. Sie brachten jene Einheit in die katholische Liga, welcher die Union der Protestanten bald erliegen mußte. Zwar zählte diese manchen tapfern Degen, z. B. einen Herzog Christian von Braunschweig, einen Fürsten Christian von Anhalt mit seinem wackern Sohne, einen Markgraf Georg Friedrich von Baden, einen Grafen Thurn, Grafen Mansfeld und Andere; was aber half es, wenn die größeren evangelischen Fürsten, wie Brandenburg und Sachsen, wankelmüthig zögerten, ihr Schwert zu ziehen?

Kapitel 7. Gustav Adolfs Zug nach Deutschland.

Von den tapferen Thaten der Evangelischen möge eine einzige hier ihre Stelle finden aus dem Jahre 1622. Der Markgraf Georg Friedrich von Baden zog großmüthig in das Feld, um seinem unglücklichen Freunde, dem verlassenen Könige von Böhmen beizustehn. Seine Schaar ward erdrückt durch Tillys Uebermacht. Den ganzen Taglang wurde gefochten, da flogen seine Pulverwagen in die Luft, seine Hauptleute fielen und die Niederlage war entschieden. Da wäre der edle Markgraf selbst gefangen worden, wenn nicht vierhundert Mann sich für ihn aufgeopfert hätten. Das waren aber keine Kriegsknechte, sondern wackere Bürger aus der Stadt Pforzheim. An der Spitze ihren Bürgermeister Däumling, hemmten sie den Strom des Feindes, standen wie ein fester Wall so lange, bis ihr Fürst gerettet war, und ließen sich niederhauen bis auf den Letzten. Solche That verdient im deutschen Volke fortzuleben. Und Großen aber ging es unglücklich. Tillys Horden raubten nach Herzenslust, und was half es, wenn man auch vom evangelischen Grafen von Mansfeld sagte, wo er gewesen sei, da gebe es bloß noch Mühlsteine und heißes Eisen? Als aber die Verfolgung der Protestanten immer höher

stieg, und als des Kaisers Macht immer größer wurde, da sahen sich die Bedrängten nach Hülfe von außen um; doch Christian der Vierte, der Dänen König, mühte sich umsonst, sie zu leisten, und wurde bei Lutter am Barenberge im Jahre 1626 von Tilly, dem Heerführer der Liga, aufs Haupt geschlagen. Die Noth in den protestantischen Ländern stieg nun aufs Höchste, da die Gegenden, welche Tilly verschonte, der kaiserliche Feldherr Wallenstein, der Friedländer genannt, verwüstete. Die herrliche Pfalz war bedeckt mit Aschenhaufen und Trümmern, und selbst Freunds Land blieb nicht verschont. Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, konnte sich nicht entschließen, mit dem Kaiser zu brechen, dennoch behandelten ihn die kaiserlichen Generale mit Uebermuth; die Marken wurden grausam mitgenommen, drei Millionen Thaler sollen sie damals verloren haben. Die Bürger in den Städten brandschakte man, und den Bauern zog man Rock und Stiefel aus, und schlug sie todt. Da, in der größten Noth, kam Rettung von einer Seite her, nach welcher längst Viele ihren sehnsuchtsvollen Blick geworfen hatten.

Schwedens König, Gustav Adolph, konnte den deutschen Jammer nicht mehr ertragen. Er hatte 1629 Frieden geschlossen mit den Polen und nun freie Hand. Aber manches war zu bedenken, bevor er sein gutes Schwerdt aus der Scheide zog, und das berieth er zunächst, als ein kluger Fürst, mit seinem vertrauten Rathe, dem Kanzler Drenskierna. Der war kein Zaherr, sondern ein treuer Freund und Diener seines Königs, ein Mann, der mit der Sprache frei herausging. Dieser stellte seinem Herrn vor, daß das schwedische Land, nach so langjährigen Kriegen mit Rußland, Dänemark und Polen, nun wohl der Ruhe und der Erholung bedürfe; daß des Kaisers Macht der des Königs unendlich überlegen sei, und daß im vorliegenden Falle der klügste Rath der zu sein scheine, in Schweden zu bleiben, und, vom Meere geschützt, ruhig abzuwarten, bis der kaiserliche Feind herüber komme. Das schien verständig gesprochen zu Gunsten des bedrückten Vaterlandes. Aber Gustavs Geist stand höher und sah weiter,

und dieser Einrede seines Kanzlers stellte er Folgendes entgegen: Allerdings sei des Kaisers Macht unendlich hoch gestiegen, aber desto sicherer könne man annehmen, daß er viele Reider und Feinde habe, die sich mit den Schweden verbinden würden, sobald sich diese blicken ließen. Ferner bedürfe Schweden, seines Handels auf der Ostsee wegen, feste Plätze und sichere Häfen in Deutschland, z. B. Stralsund, welche Stadt übrigens Gustav Adolph noch vor seiner Ankunft in Deutschland durch Besetzung der Insel Rügen, sowie durch Sendung von Truppen und Pulver in den Stand gesetzt hatte, sich gegen die kaiserlichen Generale Armin und Wallenstein zu vertheidigen, so daß des Letzteren Drohung: die Stadt zu nehmen, und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, zur Prahlerei wurde. Endlich sei Schweden evangelisch, und könne doch unmöglich zusehen, wie das ganze Luthertum in Deutschland untergraben würde. Einem so hochgeehrten Fürsten, wie Gustav Adolph, mußte es leicht fallen, eine gute Anzahl Reichsstände für seine Ansicht zu gewinnen; kurz, der nächste Reichstag bewilligte Alles zur Führung des Krieges. Man hat die Frage aufgeworfen: Was denn wohl eigentlich Gustav Adolph bestimmte, sich der deutschen Protestanten anzunehmen, ob persönlicher Ehrgeiz oder reiner Glaubenseifer? Die Frage ist leicht zu beantworten, wenn man den König mit dem Maasstabe großer Männer mißt. Bei ihnen wirken gewöhnlich mehrere Rücksichten zusammen. Kleinliche Menschen sehnen sich nach der geringsten Anstrengung zur Ruhe. Bei großen Männern findet das Gegentheil statt und Gustav hatte 18 volle Jahre im Feldlager zugebracht, rothe Rosen gepflückt und grünen Lorbeer gesammelt, und sollte sich nun hinter den Ofen setzen und Fliegen fangen? Der Feige zittert vor dem Starken. Ein Gustav aber hört von Tilly und Wallenstein und andern deutschen Helden, und sollte sich nicht einmal auch mit ihnen messen wollen? Er war mit Leib und Seele Protestant, und sollte ruhig mit ansehen, wie seine Glaubensgenossen allenthalben geschunden wurden? Das Alles wirkte

zusammen, und um so freudiger zog er von dannen, als es ihm gelungen war, Frankreich, England, so wie Holland zu bewegen, ihm zu diesem Kriege jährlich sieben Tonnen Goldes auszusahlen.

Vor seiner Abreise von Schweden versammelte der König noch einmal seine Reichsstände zu Stockholm, um seinen letzten Willen zu vernehmen, denn er hatte, wie ein Mann, der dem Tode entgegenschreitet, sein Haus bestellt. Zunächst ließ er die versammelten Stände seiner einzigen Tochter Christine, jetzt erst vier Jahre alt, als künftiger Königin und Regentin den Eid der Treue schwören, für den Fall, daß er im Kampfe bliebe. Sodann legte er die Geschäftsführung in die Hände des Reichsraths, da seine Gemahlin der Regierung nicht gewachsen war. Er hielt eine rührende Anrede an die Versammelten, bat Gott um Weisheit für seine Räthe, ermunterte den Adel zur Tapferkeit, die Geistlichkeit zum Frieden. Als er aber sein Tochterlein auf seine Arme nahm, und das Kind aufs Herzlichste seinen treuen Ständen empfahl, da blieb kein Auge trocken im Ständesaale, und er selbst, der König, konnte vor Rührung kaum zum Worte kommen, als er am Schlusse seiner ergreifenden Rede betete aus dem neunzigsten Psalm: „Herr, kehre dich doch wieder zu uns und sei deinen Knechten gnädig. Fülle uns frühe mit deiner Gnade, so wollen wir rühmen und fröhlich sein unser Lebenlang. Erfreue uns nun wieder, nachdem du uns so lange plagest, nachdem wir so lange Unglück leiden. Zeige deinen Knechten deine Werke und deine Ehre ihren Kindern. Und der Herr unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern.“

Es geschah am Johannisfeste des Jahres 1630, daß die Bewohner der Insel Usedom von Weitem viele Segel sahen auf der Höhe des Meeres, weit über zweihundert. Die Schweden kommen! die Schweden kommen! riefen die Leute am Ufer aus, und wirklich landeten 14,000 Mann, ihren tapfern König an der Spitze. Dieser aber, als er das feste Land berührte, sank auf seine Knieen nieder und

danke Gott von Herzensgrunde für die glückliche Ueberrfahrt. Als die Krieger ihren König knien und beten sahen, wurde manches tapfern Mannes Auge thränenfeucht, aber der König sprach: „Weinet nicht, sondern betet. Je mehr Betens, je mehr Sieg. Fleißig gebetet, ist halb gefochten.“

Kapitel 8.

Gustav Adolphs erste Unternehmung in Deutschland.

Pommern, Brandenburg, Magdeburg fällt, Frankfurt wird erobert.

Das deutsche Volk, so weit es protestantisch war, jubelte zwar, als Schwedens edler König seinen Rettungszug begann, aber die ersten deutschen Fürsten, mit denen er zu thun hatte, benahmen sich jammervoll. Da war der alte Boguslaw von Pommernland, der schloß sich schnell in seine Festung ein, verlangend, jetzt neutral zu bleiben, wo seinen Brüdern Glaubens- und Gewissensfreiheit errungen werden sollte. Gustav forderte Einlaß in Stettin. Der Kriegsoberste, welcher in der Festung befehligte, schickte einen Trommelschläger mit der Frage, was der König wolle? Dieser ließ ihm sagen, er möge selbst herauskommen, und als dieser wirklich kam, so sagte ihm Gustav: „Ich bin gekommen Eure Stadt zu besetzen, weil das nöthig ist, zum Wohle des deutschen Reichs und der unterdrückten Protestanten. Macht gutwillig Eure Thore auf, oder meine Schweden werden die Schlüssel suchen.“ Der Oberst wollte Winkelzüge machen, aber der König sprach zu ihm: „Geht hin, und schickt den alten Herzog selbst heraus, ich habe keine Zeit, mit Euch zu reden.“ Der Herzog kam in einer Sänfte mit vielen Bürgern, die sich freuten, den berühmten Helden anzuschauen, der ganz freundlich mit ihnen redete, und alle Herzen einnahm. Der alte Herzog bat und flehte, weiter zu ziehen, aber Gustav Adolph

stand fest auf seinem Willen, und zog mit seinen Schweden in die Festung ein, welche seine Stellung an der Oder sicherte, nachdem sie durch Bürger und Schweden mit großer Anstrengung in Kurzem mit tüchtigen Schanzen umgeben war. Auch Stargardt öffnete ihm seine Thore; aber vor Garz, wo die Kaiserlichen ein verschanztes Lager hatten, wäre der König bald gefangen worden. Ein Verräther nämlich hatte den Kaiserlichen angezeigt, zu welcher Stunde der König auszureiten pflege, und wie viele Mannschaft ihn begleite. Da legten sich fünfhundert Kürassiere in den Hinterhalt, mehreten des Königs kleine Bedeckung nieder und nahmen Gustav, ohne ihn zu kennen, schon gefangen, als zweihundert seiner Reiter ihm zu Hülfe eilten und Alles niedermachten, was sich widersetzen wollte. Wie sechs Monate vergingen, waren die Kaiserlichen auch aus Garz vertrieben und ganz Pommern erobert, bis auf Kolberg und Greifswalde. Aber von den deutschen protestantischen Fürsten wollte immer noch keiner kommen, um mit Gustav gemeinschaftlich zu fechten. Die sich meldeten, das waren solche, die ihr Land verloren hatten, und durch Gustav Adolph es wiederum gewinnen wollten. Sie waren für ihn keine Hülfe, sondern eine Last. Ein wahres Unglück aber war es, daß der Kurfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, ein so schwacher Mann war, daß er sich ganz von seinem Minister Schwarzenberg leiten ließ, den der Kaiser bestochen hatte. Obgleich die kaiserlichen Truppen es in seinen Staaten so arg trieben, daß er zuletzt befehlen mußte, alle, die von Gewaltthat nicht ließen, todt zu schlagen, so war er dennoch nicht zu bewegen, seinem Schwager, dem Könige von Schweden, die Hand zu bieten, stellte vielmehr das thörichte Gesuch, neutral zu bleiben. Das mußte unsern Helden höchst verächtlich scheinen. Erst dann, als Gustav Adolph vor Berlin erschien, kam der Kurfürst ihm entgegen, und manches Wort gehörte dazu, ihn dahin zu bringen, den tapfern Schweden Küstrin und Spandau einzuräumen. Das war mit Mühe und Noth der zweite Protestantenfürst, der nach dem Herzoge von Pommern sich nothgedrungen Gustav anschloß.

Nun sollte die Reihe an den Dritten kommen, Johann Georg, Kurfürst von Sachsen. Von dem sagten aber die Leute, daß ihm seine Merseburger Bierfässer mehr am Herzen lägen, als die Protestanten. Und so scheint es fast gewesen zu sein. Denn als die Schweden, aus den Brandenburgischen Staaten kommend, durch Sachsen wollten, um Magdeburg zu retten, da wehrte ihnen der sächsische Kurfürst den Uebergang über die Elbe bei Wittenberg. Was mag der hochherzige Schwedenkönig bei solchem Benehmen empfunden haben? Von Magdeburg aber wird Jeder gern etwas hören wollen. Die Stadt war mächtig und angesehen. In ihrer Mitte aber walteten drei Parteien. Die erste bildete der lutherische Administrator des Erzbisthums, Christian Wilhelm, Markgraf von Brandenburg. Die beiden andern der Rath der Stadt und der Ausschuss der Bürgerschaft. Im Rathe hatte Christian Wilhelm manche Freunde, aber die Bürgerschaft war ihm abgeneigt, weil sie nicht einsah, weshalb sie, um des vornehmen Herrn willen, ihr Geld und ihre Mannschaft opfern sollte. Nun war Magdeburg der katholischen Liga ein Dorn im Auge, weil es ihr früher seine Thore verschlossen hatte. Daß daher im Vernichtungskampfe der Protestanten die Reihe bald Magdeburg treffen werde, war leicht vorauszu sehen. Auch Gustav Adolph merkte das recht gut, aber er konnte nicht helfen. Weit entfernt von seinem Heimathlande, durfte er nicht tollkühn in das Herz von Deutschland dringen und seinen eigenen Rücken offen lassen; selbst Sachsen und Brandenburg zeigten sich abgeneigt; war es da nicht seine heilige Pflicht, seinen eingenommenen Standpunkt zu behaupten, und nicht, um einer einzigen Stadt willen, sein ganzes Heer aufs Spiel zu setzen? Dennoch that er, was er konnte: Er sandte der Stadt Geld und seinen erfahrensten Obersten, Dietrich von Falkenberg, der wie ein Löwe kämpfte; denn Tilly und Pappenheim erfüllten die Stadt am 10. Mai 1631; sengten, schändeten, mordeten, was sie fanden, und ließen zum Schlusse der schrecklichsten Grausamkeiten im Dome singen: Herr Gott dich loben wir. Was muß sich doch Alles unser Herrgott gefallen lassen!

Fünf und zwanzig tausend Bürger waren gemordet worden, und ihre Häuser lagen in Asche, dafür wurde von den Pfaffen und ihren Freunden Gott gedankt! Als Magdeburg fiel, befand sich der König von Schweden in Potsdam. Er war bis dahin wahrlich nicht faul gewesen. Seine braven Krieger nahmen Schloß Lützen, Landsberg, Neubrandenburg nach einander ein, überwältigten das feste Demmin und Malchin, eroberten das berühmte Kolberg, und waren überall siegreich in Meklenburg und Hinterpommern. Neubrandenburg ging aber bald wieder verloren, und säbelten hier die Kaiserlichen von zweitausend Schweden so viel nieder, daß nur sechzig übrig blieben. Das aber merkten sich die Ueberlebenden, und als Gustav Adolph Frankfurt an der Oder stürmte, riefen seine Sieger den Besiegten zu: Neubrandenburgs Quartier! und stießen Alles nieder, was sich wehrte oder auch Pardon begehrte. Zu diesem großen Fange Frankfurts half das Glück bedeutend mit. Ein deutscher Lieutenant, Andreas Auer, aus Pegau im Meißenschen, machte sich den Spaß, mit einer Hand voll Leute sich durch den Pulverdampf zu schleichen, Sturmleitern anzulegen und auf den Wall zu steigen. Nur Einhundert Muskettiere hatte er bei sich, die aber halten Stand, die Regimenter folgen und Frankfurt ist erobert.

Kapitel 9.

Gustav Adolphs Bündnisse und Fortschritte.

Die Schlacht von Breitenfeld.

Alles das hier kaum Erzählte vollbrachte Gustav Adolphs Heer in den vier ersten Monaten des Jahres 1631. Da traf wie ein Wetterschlag sein Ohr die Nachricht von dem Falle Magdeburgs. Tief ergrimmt in seinem Geiste schwur der König, an Tilly sich zu rächen für das grausame Ende jener blühenden Stadt. Sein eigenes Herz war vorwurfsfrei. Hatte er doch Boten auf Boten ab-

gesandt, um den Kurfürsten von Sachsen zu bewegen, mit ihm der belagerten Festung beizustehen, aber dieser hatte frostig geantwortet: Sein sächsisches Heer mit den Schweden zu vereinen, sei wider den Kaiser; ein Durchzug durch Sachsen schade seinem Lande, und auch für Geld könne er den Schweden keine Lebensmittel liefern, weil er das früher andern Generalen abgeschlagen habe. — Mit solchen Menschen lange zu unterhandeln, war Gustavs Sache nicht, und Magdeburgs Schicksal zwang ihn, mit diesem Herrn anders zu reden. Mit mir oder wider mich? Eins von Beiden! so donnerte er nun seinen Brandenburger Schwager an. Der gab klein zu und schloß einen Vertrag mit den Schweden ab, doch erst dann, als Gustav Adolph mit brennender Lunte vor Berlins Thoren stand. Sein Heer besetzte nun abermals Spandau, aber auch Rathenau und Brandenburg. Freiwillig boten den Schweden ihre Verbindung an die edlen Fürsten von Schwarzburg und Weimar, sowie der hochherzige Landgraf von Hessenkassel, Wilhelm V. Zu dieser Zeit ereignete sich ein närrischer Vorfall in Hildesheim. Dort hatten Jesuiten ihre Schüler abgerichtet, Komödie zu spielen, um durch die aufgeführten Stücke das Volk gegen die Protestanten einzunehmen. So stellte unter Andern ein Schüler den Feldmarschall Tilly vor und ein Mitschüler den König von Schweden. Beide erschienen zu Pferde, und dem Tilly war aufgegeben, seinen Gegner tüchtig auszuschimpfen und alsdann zur Flucht zu zwingen. Das Schimpfen ging ganz gut, als aber der Gustav Adolph fliehen sollte, da zog der Junge, der des Königs Rolle spielte, ein Pistol hervor, hielt es seinem Gegner unter die Nase und schoß los. Tilly aber erschrak solcher Gestalt, daß er flugs von seinem Gaul herunterpurzelte und in den Sand fiel. Nun wurde, statt Gustav Adolphs, Tilly ausgelacht, und mancher meinte, wenn nur das Knabenspiel nichts Böses zu bedeuten habe. Der echte Gustav Adolph aber zog nach Pommern hin, wo seine Krieger Greifswalde belagerten und diese feste Stadt zur Uebergabe zwangen. Das gab große Freude im Schwedenlande, als der König 46 Fahnen schickte, die er in Deutsch-

land bereits erobert hatte. Schon am Ende Juni war der thatenlustige König wieder in Brandenburg, und hielt Heerschau, ging bei Jericho über die Elbe, besetzte Tangermünde, Stendal, Arneburg und Havelberg und verschanzte sich bei Werben. Das wollte Tilly stürmen, mußte aber Gott danken, daß er mit einem blauen Auge davon kam. Nach so vielen Kriegsstrapazen war dem Könige von Schweden eine Lustbarkeit zu gönnen, und die wurde ihm zu Theil zu Güstrow. Durch Vollführung seiner weisen Pläne nämlich war es glücklich gelungen, die Mecklenburger Lande fast gänzlich vom Feinde zu säubern, so daß es den vertriebenen Herzogen möglich wurde, ihre Herrschaft wieder anzutreten. Prachtvoll war der Einzug dieser Fürsten zu Güstrow. 800 Edelleute zu Pferde mit Fahnen und Herolden, zahlreiche Abgeordnete der Städte, 131 Kutschen mit schönen Fräulein, 1800 Kürassiere mit vielen Pauken und Trompeten bildeten den Zug, doch die herrlichste Erscheinung war Gustav selbst in eigener Person, den man als Gast geladen hatte. Er saß auf stolzem Rosse in grünem Jägerkleide und trug einen schwarzen Hut mit einer blauen und einer weißen Straußensfeder. Auf ihn, den Retter, schauten Alle, und seiner frommen Sitte treu, begann auch dieses Fest im Gotteshause, wo über den schönen Text gepredigt wurde: Psalm 126, die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten; dann ging's zum Rathhause hin; wo erst die Gerechtsame des Landes bestätigt, und dann von Neuem gehuldigt wurde, weil nach der Vertreibung der Herzöge von Schwerin und Güstrow der Friedländer das Land besessen hatte. Auch das arme Volk blieb bei der allgemeinen Freude unvergessen, man gab ihm Brodt und Bier und Wein im Ueberfluß. Gustav freute sich des Tages, der sein Werk war, inniglich und meinte, jede Mutter, die da einen Säugling habe, solle kommen und von diesem Weine trinken und ihr Kindlein trinken lassen, auf daß Kind und Kindeskind den Tag im Herzen trügen, an welchem die vertriebenen Fürsten ihren Einzug hielten. Doch nun ging's schnell zurück nach Werben. Hier wurde der Vertrag mit Hessenkassel unterzeichnet, und mit

offenen Armen Herzog Bernhard von Weimar aufgenommen als Verbündeter. Dieser Zuwachs kam erwünscht, denn eine bedeutende Schlacht stand vor der Thüre, die von Breitenfeld in Leipzigs Nähe. Tilly hatte es auf Sachsen abgesehen, forderte den Kurfürsten auf, sich mit ihm zu verbinden, und eroberte nach abschläglicher Bescheide Merseburg und Leipzig. Da bat der Kurfürst flehentlich um schwedische Hülfe, der König aber schlug sie ab und sprach: „Ich traue Euch nicht. Ich habe lange genug tauben Ohren gepredigt, jetzt, da Euch das Messer an der Kehle sitzt, da bin ich gut genug für Euch.“ Doch als der von Tilly schwer bedrängte Kurfürst immer dringender bat, da ließ Gustav den verstellten Zorn fallen und schloß ein Bündniß. 21,000 tapfere Schweden hatte er aufzuweisen, unter denen freilich sich auch manche deutsche Angeworbene befinden mochten. Der Sachsen waren 15,000. Tilly kommandirte 34,000. Am 7. September 1631 schlug man die Schlacht bei Breitenfeld. Gustav hatte sein Heer trefflich aufgestellt. Fußvolk und Reiter wechselten in kleinen Abtheilungen mit einander. Waren die schwedischen Pferde klein, so trugen die Musketen ihren tödtlichen Schuß weit in die feindlichen Reihen, und kleine lederne Kanonen halfen trefflich. Jesus Maria riefen die Katholiken; Gott mit uns, war das schwedische Losungswort. Kluger Weise hatte Gustav seine Verbündeten auf den linken Flügel gebracht, getrennt von den Schweden. Diese Verbündeten aber rissen aus schon nach dem ersten Angriffe, und liefen mit ihrem Kurfürsten so lange, bis dieser durstig wurde und nach Bier verlangte. Anders ging es auf dem rechten Flügel zu. Da war Pappenheims Reiterschaar von den Schweden vernichtet worden. Und als nach fünfstündigem heißen Kampfe der Schweden Linie vorwärts rückte, vermochte nichts zu widerstehen. 6000 Kaiserliche blieben auf dem Plage, 28 Kanonen, 70 Fahnen, 22 Standarten waren die Siegeszeichen, und was von den Feinden übrig blieb, das war zerstreut. Nun erst wurden Boten nach dem Kurfürsten gesandt, der mittlerweile manches Glas getrunken hatte und sich nicht kleinwenig freute, daß auch

ohne ihn der Sieg errungen war. Gustav nahm ihn freundlich auf und that, als ob nichts vorgefallen wäre.

Kapitel 10.

Gustav Adolph nach der Schlacht von Breitenfeld.

Feldzug am Rheine. Die Schlacht am Lech. Tilly's Ende.

Gustav Adolphs Ruhm war groß genug nach dieser Schlacht. Er hatte einen Feldherrn überwunden, der bis zum siebenzigsten Jahre immer Sieger war, den gefürchteten Heerführer der katholischen Liga, Tilly. Und um ein Haar, so wäre der Ruhm noch größer und Tilly gefangen worden. Der lange Fritz, ein schwedischer Rittmeister, hatte es auf den alten Feldherrn abgesehen. Dieser war sehr kenntlich. Man denke sich ein bageres Männlein auf hohem Rosse, mit eingeholztem Gesichte und einem Falkenblicke zur Seite der Adlernase; ferner mit einem mächtigen Schnurrbarte und einem spitzen grauen Hütlein auf dem Kopfe, auf dem nur eine Feder saß, ein solcher Kauz war Tilly, und unter Tausenden herauszufinden. Den erspähte also der lange Fritz, gallopirte hinter ihm her, schlug ihn mit seiner langen Reiterpistole ins Genick, und schrie ihm ins Ohr: Ergibt Euch! Da kam von der Seite ein Herzog von Lauenburg dem Tilly zur Hülfe und schoß den langen Fritz durch beide Ohren. So entwichte jener nach Westphalen. Nochmals sagen wir: des Königs Ruhm war groß genug. Eine unbeschreibliche Wirkung brachte der Breitenfelder Sieg auf die Gemüther der Protestanten hervor, und tausend und aber tausend Abdrücke seines Bildes wurden als Zeichen inniger Verehrung in den ärmsten Hütten aufgehangen. Die Herzen des Volkes schlugen ihm frohlockend entgegen, und die evangelische Glaubensfreiheit schien durch ihn schon jetzt errungen zu sein. Leipzig, Halle, Merseburg gingen zu den Schweden über, und die Fürsten von

Anhalt, gar ein ehrbares Geschlecht, schlossen sich dem Sieger an. Der nahm seinen Zug nach Süden hin und ging dabei recht schlaue Werke. Er wußte, daß gar viele reiche Städte ihm gewogen waren, aber aus Furcht vor dem Kaiser nicht gern freiwillig zu ihm übergehen mochten. Diesen drohte er durch Abgesandte mit Schwerdt und Brand, und wenn sie das hörten, so gaben sie nach. So ging es in Nürnberg, in Ulm und selbst in Straßburg. Gustav selbst zog erst nach Erfurt hin. Ueberall dasselbe Lied. Man wehrte ihm den Eingang aus Furcht vor dem Kaiser. Gustav fing es aber listig an. Herzog Wilhelm von Weimar begehrte Einlaß, den man ihm, dem benachbarten Fürsten, nicht verweigern konnte. Er blieb mit seiner Ruthe aber unterm Thorgitter so lange halten, bis des Königs Kürassiere kamen, die den Herzog begleiteten und ihrem Herrscher Quartier besorgten. Der kam richtig nach, redete, wie überall, recht freundlich mit der Bürgerschaft, und gelobte feierlich, die deutsche Freiheit zu wahren. Magistrat und Volk fielen ihm zu. Er schonte alle Katholiken, nur die Fuchsgarde des Papstes, die Jesuiten, bekam eine derbe Lektion in Worten, worin der König sie ermahnte, abzulassen von ihrer schurkischen Hinterlist. Uebrigens erklärte Gustav Erfurt zur künftigen Residenz seiner Gemahlin, welche, wie wir später sehen werden, auch wirklich nicht auf sich warten ließ. Schweinfurt öffnete seine Thore. Würzburg mußte sich ergeben, die Besatzung des Schlosses wurde mit dem Rufe: „Magdeburger Quartier“ niedergehauen. Die Beute war unermesslich, denn die ganze Umgegend hatte ihre Schätze ins Würzburger Schloß geflüchtet. Daß die Schweden den reichen Vorrath des köstlichsten Weins im bischöflichen Keller liegen ließen, ist sehr unwahrscheinlich, vielmehr sollen die Schweden gefunden haben, daß Weinkaltschale besser schmeckt als Wasseruppe. Aschaffenburg und Hanau wurden genommen; die Frankfurter wollten die gewöhnlichen Umstände machen, aber ihnen sagte Gustav kurz: „Ihr sprecht von Eurer Messe, wo es sich um Glaubensfreiheit handelt. Ich habe von der Insel Rügen bis zum Maine noch alle Schlüssel zu

den Festungen gefunden. Schwacht Ihr noch viel, so brauche ich Gewalt.“ Die Frankfurter baten um Erlaubniß, sich zuvor mit dem Kurfürsten von Mainz zu berathen; aber Gustav fuhr heraus: „Ich bin jetzt Euer Kurfürst; Ihr wollt mir den kleinen Finger reichen, ich aber will die ganze Hand.“ Selbst Mainz wurde eingenommen, und alles Solches geschah in der kurzen Zeit bis Ende des Jahres 1631. Als die Franzosen sahen, welche großen Fortschritte Gustav machte, den sie vertragsmäßig mit Geld unterstützten, und der nun an ihrer Grenze stand, wurden sie unruhig und schlugen ihm vor, daß sie, die Franzosen, den Elsaß besetzen wollten. Gustav erwiderte hierauf: „Ich bin nicht gekommen als ein Verräther des deutschen Reichs, sondern als sein Beschützer; mit meinem Willen sollt Ihr nicht ein Strohbach kriegen.“ Und als die verschlagenen Franzosen sich erboten, dem Könige eine Armee zur Hülfe zu senden, sagte er trocken: „Zwei Armeen vertragen sich nicht mit einander, bleibt nur ruhig zu Haus.“ Hierauf wollten sie einen Waffenstillstand ermitteln, die Sache scheiterte aber an Gustavs Klugheit und Festigkeit. Gustav spielte jetzt ganz die Rolle des deutschen Kaisers. Zu ihm drängten sich die länderlustigen Fürsten. Er versprach Allen etwas von der großen Beute, um sie an sich zu fesseln, höchst wahrscheinlich aber mit dem Entschlusse, Alles für sich zu behalten, und sich die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen. Denn je länger er in Deutschland lebte, desto tiefer durchschaute er den Verfall des Reichs, und fühlte sich um so größer und mächtiger, je kleiner und erbärmlicher die Andern waren. Des Königs treuer Diener, Gustav Horn, nahm Bamberg weg, mußte es aber bald wieder fahren lassen. Gustav brachte sein Heer auf 40,000 Mann und benutzte jede Gelegenheit, besonders die reichen Reichsstädte an sich zu fesseln. Da sprach er so herablassend zu den alten Rathsherren, so freundlich mit den Bürgern, und ermahnte beide, Rath und Bürgerschaft, festzuhalten an der protestantischen Lehre und auf ihrer Hut zu sein vor den Umtrieben der verschmitzten Priesterschaft, daß gewöhnlich lauter Jubel folgte und die höchste Begeisterung für

den Helden sichtbar wurde. So geschah es namentlich auf einem Besuche in Nürnberg. Doch jetzt ging es von Neuem zum Waffentanze. Tilly hatte sich, um Baiern zu decken, am Lech verschanzt, einem reisenden Flusse, der aus den Alpen kommt. Tief eingegraben hatte sich der Alte in die Erde an einer Stelle, wo außer dem Strome noch Wald und Sümpfe ihn schützten. Doch Gustav erzwang den Uebergang, der Feind verließ das Lager und dem tapfern, feindlichen Feldherrn wurde das Knie zerschmettert, woran er alsbald starb. Tilly war von Jesuiten erzogen und Katholik mit Leib und Seele. Das ehren wir. Er hatte das Recht, eine eigene Ueberzeugung zu haben, so gut als wir. Er war ein großer Feldherr, nüchtern und mäßig in seiner Lebensweise und Sieger in 20 Schlachten. Da kam der junge Schwedenkönig und entriß bei Breitenfeld ihm seinen Lorbeerkranz und offenbarte am Lech seine Ueberlegenheit. Solches geschah am 3. April 1632.

Kapitel 11.

Gustav Adolph in Baiern, Franken und Thüringen.

Als Gustav Adolph in das von den Feinden verlassene Lager trat, soll er ausgerufen haben: „Mich hätte hier Niemand herausgekriegt,“ so gut angelegt waren die Schanzen, und so wohlbefestigt die Stellung. Augsburg, jene Wiege des protestantischen Glaubensbekenntnisses, war das nächste Ziel des Helden. Die große Stadt ergab sich bald, huldigte dem Könige, und empfing protestantische Obrikeit. Uebermals wollten die Franzosen den Frieden vermitteln, und ihr Gesandter war so unverschämt, dem Könige ins Gesicht hineinzulügen, daß das Haupt der katholischen Liga, der Kurfürst von Baiern, gegen den König große Achtung hege. Da plakte Gustav derb heraus: „Gar viel läßt sich zum Lobe einer Laus sagen, was dieselbe für ein getreues, beständiges und dem Menschen nütliches Thier sei, weil

es ihm das unnöthige Blut abzapft. Ich kenne den Herzog von Baiern und sein Pfaffengesindel zu gut, als daß ich mich länger von ihnen täuschen lasse. Der Herzog trägt doppeltes Tuch; bald wendet er das blaue, bald das rothe, bald das burgundische Kreuz heraus, vermischt die Farben, wie er will, aber mich soll er nicht bei der Nase herumführen.“ Unaufhaltsam drang der Sieger vielmehr in Baiern ein und am siebenten Tage des Wonnemonats hielt Gustav Adolph seinen Einzug in die Hauptstadt München, wo er sofort das Schloß bezog, welches ihm so gut gefiel, daß er fragte, wer den Riß gemacht, und als er hörte, der Kurfürst habe selbst den Plan dazu entworfen, so sprach er: „hätte ich nur diesen Baumeister, ich wollte ihn gleich nach Schweden schicken!“ „„Dafür wird sich derselbe zu hüthen wissen,““ antwortete der Schloßvogt, welche Freimüthigkeit, als Zeichen der treuen Anhänglichkeit des Dieners an seinem Herrn, dem Könige gar wohl gefiel.

Am folgenden Tage wurde das Zeughaus besehen. Als der König an eine gewisse Stelle kam, zeigte er mit der Hand auf den Dielenboden und sprach: „Stehet auf von den Todten und kommt zum Gericht!“ Da hoben seine Leute die Dielen auf und fanden 140 herrliche vergrabene Kanonen, von denen die zwölf schönsten die Apostel hießen und die größte die Sau genannt wurde. In einem dieser Geschütze fanden sich 30,000 Stück Pulver, die recht gut zu brauchen waren. Die Bewohner Münchens konnten sich nicht genug darüber wundern, wie herablassend und freigebig der König war, und daß diesen die glänzenden Fortschritte seiner Waffen hoch erfreuen mußten, läßt sich schon denken. Freilich fehlte es auch nicht an großem Verdrusse und an heftigem Aerger. Dazu verhalten ihm besonders die vielen kleinen deutschen Fürsten, die sich zu ihm drängten, von ihm eroberte Bisthümer und Städte zum Geschenke verlangten, und wenn er sie in seinem Heere anstellte, als hochgeborne Prinzen seinen schwedischen Generalen nicht gehorchen wollten. Darunter litt die Mannszucht. Aber nie loderte der Zorn des Königs heftiger auf, als vor Nürnberg, wo selbst Protestanten von den Seinen geplündert

wurden. Da ließ er alle hohen deutschen Offiziere zusammenreten und donnerte sie folgender Gestalt an: „Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Herrn, Ihr Edelleute, Ihr seids, welche das Vaterland verheeren. Ihr Offiziere vom Höchsten bis zum Niedrigsten, Ihr seids, welche stehlen und rauben und, o Schande! vor denen selbst die eigenen Glaubensgenossen nicht sicher sind. Ihr betragt Euch so, daß Ihr mich anekelt. Was denkt Ihr denn? Ich bin aus Schweden gekommen, habe vierzig Tonnen Goldes mitgebracht, und von Euch und Eurem deutschen Reiche nicht so viel erhalten, als ich zu einem Paar Hosen brauche. Ich gewähre Euch Alles und Ihr seid so undankbar und verachtet mein ausdrückliches Gebot der Schonung des friedlichen Bürgers? Mir ist so wehe unter Euch, daß es mich verdriest, mit einer so verkehrten Nation umzugehen.“ Das half, doch nur auf kurze Zeit. Dazu kam auch Gefahr von Außen. Als der Kurfürst von Baiern so tief gedemüthigt war, daß er Land und Leute verloren hatte, nahm der Kaiser dessen Unglück zu Herzen, rief den Herzog von Friedland, Wallenstein, zu sich, und beauftragte ihn, 50,000 Mann zu werben und gegen den Feind zu führen. Der sicherte sich zuvor die größten Vortheile zu, dann übernahm er das Kommando, welches ihm Mißgunst und Neid vor Jahren entrißten hatte. Zunächst säuberte Wallenstein Böhmen, dann zog er gen Nürnberg, wo Gustav im verschanzten Lager stand. Dieser entflammte den Protestantenmuth der Bürger auf alle Weise, und aus dem königlichen Lager kamen Lieder, welche das Glaubensfeuer mehrten. Ein Lied lautete also:

Nürnberg, des Reiches Bier auserkoren,
Der Feind hat Dir den Tod geschworen,
Doch Gott sich gnädig zu Dir wendet,
Aus Schweden Dir einen Vater sendt,
Der für Dich unter dem Himmelsaal
Nacht mit Aller seiner Helden Zahl
Drum hilf, daß ihnen nichts gebricht,
Ihr Wohlstand Deine Erlösung ist.
Gern Magdeburg jetzt Alles thät,
Wenn nicht nach Schade der Rath zu spät.

Solche Mittel halfen. Der glückliche Ueberfall eines feindlichen Transports minderte die Noth im königlichen Lager, und alle Gefahr hatte ein Ende, als es dem treuen Kanzler Drensierna vollständig gelang, 36,000 Schweden seinem Könige zuzuführen. Lange hatten beide Heere sich einander ruhig angesehen. Hunger und Seuchen hatten in beiden Lagern weggerafft, was der Krieg verschonte, jetzt ging es zum Sturme, der jedoch erfolglos blieb. Endlich brachen beide Heere auf und zogen nach Sachsen. Gustav Adolph ging durch Franken nach Thüringen. Dort, in Arnstadt, sah er seinen treuen Freund und Kanzler Drensierna zum letzten Male. Bei Erfurt hielt er Musterung, und fand dort seine Königin, die er auf das zärtlichste umarmte, und dem Rathe der Stadt empfahl, für den Fall, daß ihm Menschliches begegne. Am 1. Novbr. 1632 zog Gustav in Raumburg ein. Hier fiel das Volk auf seine Kniee nieder, hielt ihm die Hände hoch entgegen, küßte den Saum seines Kleides und pries in ihm seinen Erretter. Das war zu viel für dieses edle Gemüth. „Ich fürchte,“ sprach der König, „daß der Himmel irgend ein Unglück über mich verhängt, denn diese Leute verehren mich wie einen Gott!“ Daß die Ahnung seines nahen Todes ihn erfüllte, ist ganz gewiß. Da der König sich verschanzte, so glaubten die Kaiserlichen, er werde nicht angreifen und theilten sich. Pappenheim zog ab nach Halle, und Wallenstein nach Lützen. Als das der König hörte, sprach er: „Nun glaube ich wahrlich, daß Gott den Feind in meine Hände gegeben hat.“

Kapitel 12

Gustav Adolphs Heldentod bei Lützen.

Montags, den 5. November 1632, früh 4 Uhr, brach der König von Schweden von Raumburg auf, um sich mit dem kaiserlichen Feldherrn Wallenstein bei Lützen zu messen. Dieser schickte Boten über Boten ab, um Pappen-

heim von Halle zurückzurufen. Gustav Adolph aber drang vorwärts, und als der kaiserliche General Graf Tsoiani mit seinen Kroaten ihn aufhalten wollte, so warf er sie alle aufs Hauptheer zurück, was einen so plötzlichen Angriff der Schweden gar nicht vermuthet hätte. Die einbrechende Nacht fand beide Heere dicht vor einander, und gewährte ihnen Zeit zur Aufstellung. Die Kaiserlichen stellten sich längs der Landstraße hinter tiefen Gräben auf. Vier große Vierecke Fußvolk, durch sieben Kanonen geschützt, bildeten ihre Mitte, rechts und links stand Reiterei, und auf den äußersten Flügelspitzen schwärmten Kroatenhaufen. Auf dieser Seite standen 25,000 Kaiserliche unter Wallenstein, ihnen gegenüber 20,000 Schweden, befehligt vom Könige. Dieser hatte folgende Stellung gewählt: In der Mitte acht Massenfussvolk, in zwei Treffen aufgestellt; das vordere geführt von Brahe, das hintere von Kniphausen. Sechs Reierschaaren des rechten Flügels führte der König selbst an, sechs andere standen hinter ihm. Der linke Flügel zählte zehn Reiterregimenter, gleichfalls in zwei Linien, dem Herzog Bernhard von Weimar anvertraut. Unter die Reiterhaufen war, wie bei Breitenfeld, Fußvolk in Abtheilungen von 100 Mann gemischt. Ganz hinten standen noch zwei Regimenter, eins zu Fuß und eins zu Pferde als Rückhalt. Als die Nacht vorüber war, bliesen die schwedischen Trompeter: Eine feste Burg ist unser Gott, und der König selbst stimmte sodann folgendes Lied an:

Verzage nicht Du Häuflein klein,
Obschon die Feinde Willens sein
Dich gänzlich zu zerstören,
Und suchen Deinen Untergang
Davor Dir wird recht angst und bang,
Es wird nicht lange währen.

Tröste Dich nur, daß Deine Sach
Ist Gottes, dem befehlt die Rach
Und laß es ihn nur walten.
Er wird durch einen Sibeon
Den er wohl weiß, Dir helfen schon,
Dich und sein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
 Muß Teufel, Welt und Höllenfort,
 Und was ihm thut anhangen,
 Endlich werden zu Hohn und Spott.
 Gott ist mit uns und wir mit Gott,
 Den Sieg wolln wir erlangen!

Als der Gesang beendet war, durchritt der König die Reihen und sprach seinen Kriegern Muth ein. Wie der Nebel zerriss ertheilte er seine letzten Befehle, vernahm noch einmal den freudigen Zuruf seiner treuen Schweden und Verbündeten, schaute glaubensstark zum Himmel auf und rief: „Nun wollen wir in Gottes Namen daran! Jesu, Jesu! laß uns heute zur Ehre deines heiligen Namens streiten!“ schwang das Schwert hoch über seinem Haupte und donnerte weithin: „Vorwärts!“ Alles rückte vor. Der König mit seiner Reiterei stieß auf die Kürassiere Dickolominis. „Greif mir die schwarzen Kerle an, sie werden uns übel bekommen,“ rief der König einem Obersten entgegen, und der Feind wurde zurückgedrängt. In der Mitte glückte es gleichfalls. Tene sieben Kanonen vor dem Mittelpunkt des Feindes wurden genommen, zwei Vierecke erdrückt und eben war die Reihe des Verderbens an dem dritten, als frische feindliche Haufen sich auf die Schweden stürzten und sie rückwärts drängten. Das erfuhr der König. Augenblicklich flog er auf die Stelle der Gefahr. Dichter Nebel war abermals gefallen, und als ein heller Strahl der Mittagssonne ihn zertheilte, sah sich Gustav mit sehr wenigen Getreuen getrennt von jenem Regimente, das er zum Sturme führen wollte, weil er zu kühn vorangeeilt. Kürassiere des Feindes umgeben ihn. Den ersten Schuß empfängt das königliche Ross, den zweiten der König in den linken Arm. Ein kaiserlicher Offizier jagt dem Verwundeten noch eine Kugel durch den Rücken, welcher vom Pferde sinkt, im Steigbügel hängen bleibt und geschleift wird von dem blutschäumenden Biere. Die beiden Reitknechte des Königs waren niedergestreckt, die vornehmen Begleiter geflohen, einem Söuglinge blieb es vorbehalten, die letzten Seufzer seines Fürsten und Feldherrn zu vernehmen. Der Edelknafe hieß Leu-

befing, und war gebürtig aus Nürnberg. Weil ihn der König liebte, durfte er in seiner Nähe sein. Als der König niedersank, sprang Leubefing von seinem Pferde und bot es dem Könige an. Dieser streckte seine Arme nach dem Söuglinge aus, doch der war zu schwach, um den Gefallenen aufzurichten. Jetzt kamen neue Feinde, streckten den Edelknafe für todt darnieder, und schossen den sterbenden Helden vor den Kopf. Von Kriegsgrossen zertrreten, entkleidet, mit neun Wunden bedeckt, wurde, von 10,000 auf beiden Seiten Gefallenen umgeben, des Königs Leiche gefunden. Sein blutgetränktes Pelzwams gerieth in die Hände des Kaisers, die Leiche aber wurde in Weissenfels einbalsamirt, und mit dem, in goldner Kapsel verwahrten, Herzen nach Schweden gesandt. Dort ruht sie in der Ritterholmskirche. Wie nun Herzog Bernhard von Weimar den Befehl übernahm und den Schweden zur Rache half; wie Pappenheim noch ankam auf dem Schlachtfelde, um gleichfalls seinen Tod zu holen; wie Wallenstein, mit Undank belohnt, ermordet wurde; und wie der Krieg noch lange währte, Deutschland in ihm die blühendsten Dörfer schwinden sah, von denen man heute kaum weiß, wo sie standen; und wie auf den vieljährigen Kampf der westphälische Friede folgte im Jahre 1648, das Alles gehört in andere Geschichten.

Kapitel 13.

Rückblick auf Gustav Adolphs Leben und seine Zeit.

Es dürfte für uns Alle, die wir bis hieher mit Theilnahme der Lebensbeschreibung des großen Königs gefolgt sind, ein Bedürfnis sein, noch einmal den Blick auf den geliebten Todten hinzuwerfen und uns zu vergegenwärtigen, wie er im Leben dastand.

Gustav Adolph war, seinem Außern nach, ein großer stattlicher Mann, den ein kräftiger Gaul kaum tragen konnte, goldgelbes Haar schmückte sein Haupt, hoch und breit war seine Stirn. Die Augen waren seiner Größe angemessen und sahen, was sie sahen, durch und durch. Seine Nase war königlich, und seine Ober- und Unterlippe zierte ein schöner Bart. Auf hohem Rosse saß er majestätisch aus, und wenn er in den deutschen Städten seinen Einzug hielt, da freuten sich Jünglinge und Männer über den Anblick des Helden, und Jungfrauen und Frauen schlossen den freundlichen Mann in ihr Herz. Dem Leibe entsprach der Geist. Ein heller, durchdringender Verstand, ein fester Wille, ein liebreiches Herz, ein glaubensstarkes Gemüth, alle diese rühmlichen Eigenschaften sind Gustav Adolph dem Großen nicht abzusprechen. Keine niedere Leidenschaft schwächt den Ruhm seines Namens. Er war ein Meister in der Kriegskunst, und wußte bei aller Ueberlegenheit des Feindes durch geschickte Aufstellung seines Heeres den Sieg an sich zu reißen. Höchst rühmlich war seine Mannszucht; mit Gebet begann und schloß der Tag im Lager, und fromme, gottesfürchtige Ansprache milderte in seinem Heere die Schrecken des Krieges. Seine Freunde und Diener waren tüchtige Männer, und wie Sterne erster Größe werden seinen Siegeshimmel ewig schmücken die Namen eines Drenstierma, Gustav Horn, Torstenson, Banner und Wrangel. Bei allen diesen günstigen Umständen muß jeder, der Schweden mit Deutschland in Vergleichung zieht, verwundert fragen: Wie ist das möglich geworden, daß der am Wiener Hofe gering geschätzte und als Schneekönig verspottete Held des Nordens, in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren, so große Erfolge erreichen, und Deutschland vom Belt bis zum Rheine siegreich durchwandern konnte? Der Grund hiervon lag theilweise in der Persönlichkeit des großen Königs, theilweise aber auch in seinen Gegnern. Das Haupt des deutschen Reichs, der katholische Kaiser Ferdinand II., und das Haupt der katholischen Liga, Churfürst Maximilian von Baiern, kämpften allerdings beide für Eine Sache, aber fast nie gemeinschaftlich, sondern, durch

innern Groll getrennt, gönnten sich beide die Unfälle, welche den andern Theil trafen. Der Kaiser, ein verstandesschwacher, von Jesuiten beherrschter, argwöhnischer Herr, fürchtete seinen Verbündeten, den Herzog von Baiern. Dieser, ein reicher, fester, hellsehender Fürst, traute dem Kaiser nicht, und hatte am kaiserlichen Hofe fortwährend Spione und Horcher. Darum blieb der Baiernfürst mit seinem Tilly aus, wenn der Kaiser in Noth war, und der kaiserliche Feldherr Wallenstein, ließ mehr als Einmal Jenen in der Klemme. Dieß war ein innerer Krieg, von dem die Welt nichts wußte, der aber Gustav Adolphs hellem Blicke nicht verborgen blieb. In diesem innern Kriege nun war kurz vorher, ehe Gustav landete, ein bedeutender Schlag erfolgt. Einmal wurde auf dem Reichstage zu Regensburg ein Edikt erlassen, nach welchem alle von den Protestanten seit der Reformation gewonnenen Kirchen, Klöster und Güter den Katholiken restituirt werden sollten, (Restitutionsedikt) sodann wurde der Kaiser dazu vermocht, seinen ausgezeichneten Feldherrn Wallenstein vom Oberbefehl zu entfernen. Dieser nämlich hatte den stolzen Herzog von Baiern dadurch schwer gekränkt, daß er geäußert hatte, wenn er, Wallenstein, Kaiser wäre, so würde er alle Kurfürsten und kleineren Herrn absetzen, und ein einiges mächtiges Reich errichten. Daß die Verhältnisse nun eben so lagen, daß die Protestanten fast zur Verzweiflung gebracht waren, und das kaiserliche Heer sich ohne tüchtigen Führer befand, das war Gustav Adolphs Werk nicht, wohl aber war das sein Werk, daß er diesen günstigen Zeitpunkt benutzte, um über die kaiserlichen herzufallen. Mancher Andere hätte an seiner Stelle zu verhandeln versucht, Gustav Adolph aber hatte zu seiner Zeit schon deutlich erkannt, was noch heute Manche nicht begreifen wollen, daß man dem Papste und seinen verschmitzten Jesuiten gegenüber, nicht verhandeln, sondern handeln müsse. Aber, so könnte mancher fragen, wo steckt denn in dem ganzen hier erzählten Kriege der Papst? Nun der war, wo er heute ist, in Rom, und that, was er heute noch thut, er bezog viel Geld aus Deutschland und schickte nie

einen Pfennig dorthin. Zwar klopfte der Kaiser wiederholt an das päpstliche Seckel, und hätte mit einem einzigen Sack voll Dukaten als Beitrag zu den Kriegskosten für-
 lieb genommen, aber der heilige Vater legte sich aufs Buch-
 stabiren, und buchstabirte: i—n—in, es ist nichts drinn—
 und gab, wie fromme Bischöfe zu thun pflegen, statt Geld,
 den Bittenden seinen Segen. Gustav Adolph aber war
 Feldherr und König zugleich. Seine Generale brauchten
 nicht erst in Stockholm, wie Jene in Wien, anzufragen,
 was geschehen solle. Er war die Seele seines Heers. Und
 waren sie nur schwache Fürsten, seine Verbündeten, so
 wurde doch in ihrem Lande der Krieg geführt, und aus-
 wärtige Mächte gaben gern ihr Gold zur Demüthigung
 des deutschen Kaisers. Die Frage: Was daraus geworden
 wäre, wenn Gustav Adolph leben blieb, darf uns hier
 nicht beunruhigen. Wir halten uns an das, was wirklich
 geschehen ist, und dann müssen wir sagen: Alle Protestan-
 ten in und außer Deutschland haben Ursach und sind ver-
 pflichtet, das Andenken Gustav Adolphs des Großen in
 Ehren zu halten, und wir Alle thun wohl, wenn wir von
 Zeit zu Zeit uns die Begebenheiten jener Tage vor die
 Seele stellen, weil wir daraus lernen können, was wir zu
 erwarten haben, wenn wir unser gutes Recht in Glaubens-
 sachen nicht selbst vertreten, wenn wir uns zersplittern in
 Parteien und ablassen von dem Grundsatz unserer Kirche:
 Der alleinige Grund unseres Glaubens ist die
 vernünftig ausgelegte heil. Schrift.

Kapitel 14.

Gustav Adolphs Gedächtniß. Die Gustav Adolph-Stiftung.

Den treuen Schweden, Gustav Erichson, einen der
 beiden Reitknechte des Königs, sahen wir tödtlich verwun-

det liegen neben seinem Herrn. Der Diener erwachte von
 Todesschlummer, und geleitete die Leiche des gefallenen
 Helden ins nächste Dorf, von wo man sie, wie oben er-
 zählt wurde, nach Schweden brachte. Der Reitknecht aber
 genesete in der guten Pflege sächsischer Bauern, und zog
 mit diesen auf das Schlachtfeld hinaus, und wälzte mit
 ihnen in die Gegend, wo nach seiner Meinung der König
 gefallen war, einen großen Stein, der Schwedenstein ge-
 nannt, bis auf den heutigen Tag. Darum, weil er nur
 ein solches höchst geringes Denkmal hatte, blieb Gustav
 Adolph nicht vergessen, und wie hoch ihn Deutschland
 schätze, zeigte sich damals, als im Jahre 1832 zum zwei-
 hundertsten Male der Tag seines Todes wiederkehrte. Da
 wurde von Vielen beschlossen dafür zu sorgen, daß über
 dem Schwedensteine ein Denkmal sich erhebe, welches der
 Nachwelt Zeugniß gebe von der hohen Achtung, welche
 Gustav Adolphs Name genossen hat in unsrer Mitte. Im
 Jahre 1837 wurde dieses Denkmal aufgerichtet und einge-
 weiht, in Gegenwart von Tausenden, die mit Begeisterung
 und mit Liebe sich weither eingefunden hatten, um dem
 großen Todten ihre Huldigung zu bringen. Das war eine
 schöne Feier. Doch noch eine höhere Weihe empfing jener
 frühere Tag im Jahre 1832 dadurch, daß an ihm eine
 Anzahl Männer, denen ihr evangelischer Glaube wahre
 Herzenssache ist, zusammentrat zu einer Gustav Adolph-
 Stiftung, die den Zweck hat, bedrängten evangelischen
 Glaubensgenossen in und außerhalb Deutschland die Mit-
 tel zu gewähren, deren sie bedürfen, um als evangelische
 Gemeinden zu bestehen. Denn nicht alle Protestanten ge-
 nießen das Glück, dessen du, geneigter Leser, dich erfreust,
 der du ein Gotteshaus hast, in welchem du unangefochten
 singen und beten, das göttliche Wort hören und das Sa-
 krament empfangen kannst; nicht allen Protestanten tönet
 der feierliche Glockenklang, nicht alle haben Seelsorger, de-
 nen sie das volle Herz ausschütten, oder Lehrer, denen sie
 den Unterricht der Kleinen anvertrauen könnten; die Zahl
 der evangelischen Gemeinden, die im Drucke leben (trotz
 alles Druckes aber ihrem Glauben treu geblieben sind),

ist leider noch gar sehr bedeutend. Zwar wurde im Westphälischen Frieden volle Glaubensfreiheit für beide streitenden Parteien festgesetzt, aber wie im ganzen dreißigjährigen Kriege fast nur von den Ansprüchen der Fürsten und nirgends von den Rechten des armen Volks die Rede ist, so handelt der westphälische Friedensschluß auch nur größtentheils von den gebietenden Herrn, und läßt so manches Wichtige zweifelhaft, was die Unterthanen angeht. Daher stammt noch heute die oft große Noth der Evangelischen in katholischen Ländern, und es ist gewiß ein herrlicher, ein herzerhebender Gedanke, daß die freien und glücklichen Protestanten eingeladen werden zu einem Vereine, welcher sich die Aufgabe stellt, die bedrängten Glaubensbrüder mit Geld zu unterstützen, und ihnen lieblich die Hand zu bieten. Wie jede gute Sache hat auch diese ihre Gegner, und wollen wir einmal versuchen, ihre Einwendungen zu widerlegen, deren hauptsächlich drei sind.

Erstens sagt man: Wir haben in der Nähe so viele Arme, so viele Quellen der Noth, warum sollen wir unser Geld so weit fort senden. Wollen wir nicht lieber unsern armen Volksschullehrern im eigenen Vaterlande zu Hülfe kommen? Manches hat dieser Widerspruch für sich, wie wohl die G. A. Stiftung es jedem Vereine gestattet $\frac{1}{3}$ der Sammlung in der Heimath zu verwenden; aber das Beispiel ist nichtig. Die Volksschule ist zu allernächst Sache der Gemeinde, sodann eine Hauptsache für den Staat. Gott behüte uns davor, daß die Schule ein Gegenstand des öffentlichen Mitleids wird! Sie werden gewiß nicht ausbleiben die Tage, und sie stehen vielleicht schon vor der Thüre, wo man allgemein begreift, bevor für Pracht und Herrlichkeit ein Pfennig nur bewilligt wird, muß die Nothdurft befriedigt werden. Die Sorge für die Volksbildung wird bald sich in die erste Reihe der Tagesfragen stellen.

Zweitens wendet man ein, daß man den Frieden störe, wenn man sich der Protestanten vorzugswelse annehme. Das aber ist eine Lüge, erfonnen vom

Feinde, uns einzuschläfern und unsere Kraft zu lähmen. Wir sind es nicht, welche Geld dafür ausgeben, um Andersdenkende zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen; wir sind es nicht, welche Andersdenkende als Ketzer verfluchen und ihnen den Himmel verschließen; wir sind es nicht, welche den Andern die Glocken auf dem Thurme verweigern, und ihren Todten ein ehrliches Begräbniß versagen. Wir sind und bleiben nur in unserm guten Rechte, wenn wir unsern bedrängten Glaubensverwandten ein Zeichen unserer Liebe geben.

Drittens weist man darauf hin, daß vom Gelde vieler gesammelte Kapitalien oft verloren gingen. Das ist leider nur zu wahr. Aber das Kapitalsammeln ist auch hierbei Nebensache. Denn wenn irgendwo sich ein Zweig-Verein der Gustav Adolph-Stiftung bildet, so hat derselbe das volle Recht, über $\frac{1}{3}$ der Sammlung im eigenen Umkreise zu verfügen, darf über die Verwendung des zweiten Dritttheils seine Vorschläge einreichen und — wenn vorläufig das letzte Drittel zur Ausführung eines großen Planes aufgespart wird, verdient das nicht alle Billigung?

Was aber mehr bedeutet und mehr sagen will als alles Geld, das ist Folgendes. Wie früher Lutheraner und Reformirte wegen abweichender Glaubensansichten sich feindselig einander gegenüberstanden, so fehlt es noch heute nicht an Parteiungen und Verschiedenheit der Meinungen in der evangelischen Kirche. Für Alle, sie mögen nun altgläubig oder neugläubig sein, ist die Gustav Adolph-Stiftung ein trefflicher Einigungspunkt. Sie reicht Allen die Hand, und ladet Alle ein, den Glauben durch die Liebe reden zu lassen. Hier giebt's keinen Rationalisten, keinen Pietisten, hier treten wir Alle für Einen auf, um unsern gedrückten Glaubensbrüdern zu helfen. Fehlt haben wir auf einmal was uns fehlt. Zertheilt in vieler Herrn Länder, waren wir Evangelischen in verschiedenen Außendingen auseinandergegangen. In einem Lande ordnete man dies

an, und in jenem Lande etwas Anderes. Da streckt uns Getrennten der Herr selbst aus jenen Himmels Höhen in der Gustav Adolph-Stiftung seine Hand entgegen, winkt uns Allen zu und spricht mit Hinweisung auf die gedrückten Glaubensbrüder: „Was Ihr dem Geringsten von diesem thut, das habt Ihr mir gethan, und schreibt es tief in Eure Herzen: Geben ist seliger denn nehmen.“

Und nun, Ihr lieben Leser Alle, die Ihr mit Theilnahme bis hieher gefolgt seid, kommt und werft einen einzigen Blick nur auf das, was schon geschehen ist.

Wie alles Große in der Welt, so hatte auch die Gustav Adolph-Stiftung einen kleinen Anfang, und war zunächst beschränkt auf Leipzig und das Königreich Sachsen. Schon fing der Verein sich zu heben an und machte recht erfreuliche Fortschritte, als der Ruf eines einzigen Mannes, in Hessendarmstadt wohnhaft, Tausende für ähnlichen Zweck begeisterte, was die Folge hatte, daß sie Alle friedlich und freudig zur Gustav Adolph-Stiftung in Leipzig übergingen. Neun und dreißig Zweig-Bereine schließen sich bereits dem Hauptvereine an. Ganz Deutschland, insofern es evangelisch, ist in Bewegung, und nun schau einmal her, und lies die Gaben der letzten Zeit, und vernimm ihre Verwendung.

Es kamen ein: gesammelt in Dresden 277 Thlr., in Darmstadt 925 Thlr., in Schweden 1522 Thlr., in Köthen 111 Thlr., in Dessau 580 Thlr., in Glauchau 175 Thlr., in Penig 216 Thlr., in Leipzig 800 Thlr. Legat. Aus Ostfriesland 161 Thlr., aus Glauchau 264 Thlr., aus Gotha 151 Thlr., aus Hannover 880 Thlr., aus Hildburghausen 150 Thlr., aus Neuß-Lobenstein-Ebersdorf 119 Thlr., aus Sondershausen 90 Thlr., aus Stade 417 Thlr., an Zinsen 475 Thlr. Kurz die neueste Jahresrechnung schließt mit Drei und zwanzig tausend achthundert Thalern Einnahme, und mit viertelhalbtausend Thalern wurden evangelische Gemeinden unter-

stützt in Böhmen, Oberösterreich, Ungarn, Mähren, im Salzkammergute, in Baiern und in Brüssel. Es bleiben neunzehntausend Thaler als Bestand, über dessen zweckmäßigste Verwendung weitere Beschlüsse bevorstehn. Das ist doch eine Freude. Da sieht man doch, daß Paulus Worte Galater 6, 10: Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen, nicht vergeblich geschrieben sind! Viele, viele Freunde hat bereits der evangelische Verein der Gustav Adolph-Stiftung, doch er wird noch mehr bekommen, und auch Du wohl, mein Leser, wirst hingehen zu Deinem evangelischen Pfarrer und sagen: Hier ist mein Scherflein, auch ich nehme herzlichen Antheil an dem harten Loose meiner bedrängten Glaubensbrüder. — Also hat Gott seinen Segen gelegt auf Gustav Adolphs Gedächtniß bei den Deutschen, und das wird bleiben im Segen bei Kind und Kindeskind.

Vom Verfasser dieses Buches sind vor Kurzem folgende Schriften erschienen:

Ueber die Erziehung des Landvolks zur Sittlichkeit. Auch unter dem Titel: Ueber Mäßigkeitsvereine auf dem Lande. Halberstadt bei Helm 1840. X. S. 109. Preis 15 Sgr.

Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des Preussischen Staats. Braunschweig bei Vieweg 1843. X. S. 93. Preis 10 Sgr.

Der Schade Josephs an unsern Landgemeinden. Magdeburg bei Bänisch 1844. Zweite Auflage. X. S. 66. Preis 10 Sgr.

Von der früher unter dem Titel Wanderung erschienenen Lebensbeschreibung des Verfassers, welche Einen Thaler kostete, sind noch einige Exemplare für 10 Sgr. bei Bänisch in Magdeburg zu haben.

Eins der besten größern Werke ist die Geschichte Gustav Adolphs von Gfrörer, Professor und Bibliothekar zu Stuttgart, Verlag von Neiger & Comp. 1837, womit verglichen werden mag:

die vaterländische Geschichte der Preußen von Sägert, Direktor der K. Taubstummen-Anstalt in Berlin. Berlin 1843. Verlag von E. H. Schröder. Ein durch geistreiche Auffassung, freisinnige Darstellung und Wohlfeilheit ausgezeichnetes Werk.

Halberstadt,

Druck von F. W. Wenig.

